



**St. Martin in der Mauer Kirche
Prag, 23. Februar 2014**

Liebe Gemeinde,

der Predigttext, der für den heutigen Sonntag vorgesehen ist, erzählt eine Szene aus dem Leben des Propheten Elia. So heißt es im ersten Buch der Könige im 19. Kapitel, die Verse 1-8:

„Und Ahab sagte Isebel alles, was Elia getan hatte und wie er alle Propheten Baals mit dem Schwert umgebracht hatte. Da sandte Isebel einen Boten zu Elia und ließ ihm sagen: Die Götter sollen mir dies und das tun, wenn ich nicht morgen um diese Zeit dir tue, wie du diesen getan hast! Da fürchtete er sich, machte sich auf und lief um sein Leben und kam nach Beerscheba in Juda und ließ seinen Diener dort.

Er aber ging hin in die Wüste eine Tagereise weit und kam und setzte sich unter einen Wacholder und wünschte sich zu sterben und sprach: Es ist genug, so nimm nun, HERR, meine Seele; ich bin nicht besser als meine Väter. Und er legte sich hin und schlief unter dem Wacholder. Und siehe, ein Engel rührte ihn an und sprach zu ihm: Steh auf und iss! Und er sah sich um, und siehe, zu seinen Häupten lag ein geröstetes Brot und ein Krug mit Wasser. Und als er gegessen und getrunken hatte, legte er sich wieder schlafen.

Und der Engel des HERRN kam zum zweiten Mal wieder und rührte ihn an und sprach: Steh auf und iss! Denn du hast einen weiten Weg vor dir.

Und er stand auf und aß und trank und ging durch die Kraft der Speise vierzig Tage und vierzig Nächte bis zum Berg Gottes, dem Horeb.“

Schauen wir uns den Text erst einmal genauer an:

1. Der Text im Kontext

Der Prophet Elia ist eine Kämpfernatur! Nicht gerade ein Sympathieträger übrigens zu seiner Zeit. Eher ein Querkopf, ein Mann ohne Familie, einer, der sein Innenleben nicht nach außen kehrt – für viele bleibt er ein Fremder. Als eine Art „wilder Nomade“ (Gradwohl, S. 156f.) wird er beschrieben, mit langhaarigem Fellmantel. Er hat wahrhaftig gewütet für seinen Gott, ist

angetreten zur Verteidigung des rechten Glaubens. Elia hat Wunder gewirkt und Zeichen für die Macht Gottes gesetzt, als Mann Gottes ist er anerkannt.

Sein besonderer Kampf gilt dem Baalskult, 450 Baalspriester haben durch ihn den Tod gefunden. Dieser Kult hat Einzug gehalten im Nordreich Israel mit der Prinzessin Isebel, die König Ahab geheiratet hat, um den Frieden mit den umliegenden Nationen zu wahren. Isebel bringt ihren Glauben an den phönizischen Gott Melkart mit, der als Baal („Herr“) bezeichnet wird. Baal ist der fruchtspendende Regengott. Durch die „heilige Ehe“ wird Segen für den Acker erreicht, der in Zeiten der Dürre dringend notwendig ist. Vollzogen wird diese „heilige Ehe“ durch Sex mit einer Tempeldienerin.

Einen großen Triumph hat Elia schließlich erlebt. Er hat König Ahab überzeugen können, dass der Abfall vom Gott Israels ins Unglück führt, und das Volk hatte endlich den Gott Israels als wahren Gott anerkannt. So endete Kapitel 18. Aber jetzt: Die mächtige Königin Isebel sagt Elia erneut den Kampf an, weil er die Propheten ihres Glaubens getötet hat. Sie gibt sich nicht geschlagen, sie droht ihm, sie will Elia vernichten.

Als Elia das hört, läuft er weg. Weg von Isebel und wohl auch weg von den eigenen Taten. Das ist eine urmenschliche Erfahrung: Wenn es eng wird, wenn der Druck steigt, dann möchten wir lieber flüchten als standhalten. Auf und davon, etwas Neues anfangen, auf jeden Fall abschließen mit dem Vorhandenen, weil wir nicht mehr können.

Elia merkt, dass er am Ende seiner Kraft ist. Er ist völlig erschöpft, am Ende, abgestürzt – er kann nicht mehr. Er will sterben und bittet Gott um den Tod. Er legt sich unter einen Wacholderbaum und will nur noch sterben. Doch es kommt ein Engel und speist ihn mit Brot und Wasser. Elia schläft ein. Der Engel kommt ein zweites Mal und sagt: Steh auf und iss, dein Weg ist weit. Am Ende wir Elia gehen, 40 Tage und 40 Nächte bis zum Berg Horeb. Gemeint ist der Berg Sinai, der Gottesberg. Es ist der Berg der Gotteserscheinung, der Übergabe der Zehn Gebote an Mose (Ex 20) und des Bundesschlusses (Ex 24). Dort wird Elia Gott begegnen.

Was macht eigentlich Elia so sehr Angst? Mit Isebel und den Baalpriestern musste er doch schon länger fertigwerden? Ist es vielleicht die Erkenntnis: „Ich bin nicht besser als meine Väter?“ (19,4) Was aber wäre das auch für eine Selbstüberschätzung, besser zu sein als alle vor ihm: Abraham, Mose, Isaak, Jakob? Eine Anmaßung, falls er das gedacht hat. Oder die Anmaßung jeder nachkommenden Generation? Gott wird am Ende der Tage nicht fragen, heißt es in der jüdischen Tradition, „warum warst du nicht wie Mose, oder warum warst du nicht wie Abraham, sondern er wird fragen: Warum warst du nicht so, wie du hättest sein können, warum hast du deine Möglichkeiten nicht ausgeschöpft und das Beste aus deinem Leben gemacht?“ (Bukowski S. 167)

Aus dieser Geschichte, die der Predigttext erzählt, möchte ich vier Linien ziehen:

Glaubensmüdigkeit heute

In unseren europäischen Kirchen macht sich manchmal eine Ermattung breit, wie auch Elia sie spürt. Ihm ging es ja um den Abfall vom Glauben, den er all überall sah. Er hat dagegen gewaltsam angekämpft – Gott sei Dank haben wir Glaubenskriege überwunden! Aber all unser Ringen um Glaubensaufbrüche, unsere missionarischen Impulse, die Versuche, Kir-

che in säkularer Zeit zu sein, mit einer Ausstrahlung, die Menschen mitreißt, sie sind doch oft mit Enttäuschungen verbunden. Gerade erst hat eine Umfrage über Protestanten in Deutschland gezeigt, dass die Zahl derer wächst: Nur vier Prozent der Konfessionslosen und nur 42% der Kirchenmitglieder halten sich selbst überhaupt für religiöse Menschen. Die Mitgliederzahlen nehmen ab, der Kirchenbesuch sinkt weiter, immer weniger Kinder werden im christlichen Glauben erzogen.

Oja, da möchte sich mancher von uns auch unter einen Wacholderbusch legen und sagen: Gott, ich kann einfach nicht mehr.

Reformatorsche Aufbrüche

Wir gehen auf das Reformationsjubiläum 2017 zu. Gewiss, es ist heute umstritten, ob Luther seine Thesen 2017 überhaupt an die Kirchentür zu Wittenberg genagelt hat oder ob sie nicht schlicht als Flugschriften verbreitet wurden. Auch sagen Historiker, 1517 war Luther noch ganz Reformkatholik, erst mit dem Verbrennen der Bannbulle aus Rom 1520 kam es zum Bruch mit seiner Kirche. Und schließlich: Konzentrieren die Deutschen sich nicht viel zu sehr auf Luther? Müssen wir nicht auch Melanchthon, Calvin, Zwingli, Bucer und die Frauen der Reformation erwähnen? Oja. Und natürlich höre ich die Stimmen aus Prag: Ihr vergesst mal wieder Jan Hus und auch Hieronymus von Prag. Nein. Gerade in diesem Jahr, in dem sich der Auftakt des Konstanzer Konzils zum 600. Mal jährt, gibt es mehrere Veranstaltungen zu Jan Hus und zum Konzil in Deutschland sowie eine Ausstellung in Konstanz. Ohne Zweifel steht Jan Hus in der Reihe der Reformatoren; ebenso wie John Wyclif in England Mitte des 14. Jahrhunderts oder auch Petrus Valdes, der Begründer der Waldenserbewegung Ende des 12. Jahrhunderts in Südfrankreich. Die Reformation ist ein umfassendes Geschehen zur Erneuerung der Kirche des Mittelalters. Ihre Missstände waren offensichtlich etwa im Ablasshandel. Die Rückkehr zur Heiligen Schrift war ein gemeinsames Anliegen aller Reformer ebenso die Konzentration auf Christus und die Predigt in der Muttersprache.

Insofern: Wenn wir 2017 Reformationsjubiläum feiern, ist offensichtlich, dass es sich um ein Symboldatum handelt. Und Martin Luther ist die Symbolfigur, die, wie der Biograf Heinz Schilling schreibt, mit ihrer Sturheit, ja gar ihrem Starrsinn gepaart mit Charakterstärke, einem überragenden publizistischen Talent und politischem Gespür (S. 619f.) für das Geschehen insgesamt steht.

All diese Reformer und auch die Frauen, die sie mittrugen und die Sache der Reformation vertraten, waren Kämpfervaturen mit Blick auf den rechten Glauben und eine Kirche, die diesem Glauben und nicht sich selbst dient. Streiter wie Elia, die aber alle zwischendurch erschöpft waren, nicht mehr konnten. Die sich stärken mussten durch ihren Glauben, durch Menschen, die sie begleitet und unterstützt haben, durch Brot und Wein, die sie miteinander teilten zu seinem Gedächtnis.

Wes Geistes Kind wir sind

Elias Gottesbild ist ziemlich martialisch: ein Kämpfergott, der sich durchsetzt im Kampf, im Beeindrucken. Aber er muss lernen, das Schwache in sich zu sehen. Sich anzusehen mit all den Schwächen, die wir Menschen haben. Er lernt Demut. Und er lernt die Offenheit dafür,

dass Gott ganz anders sein könnte als unsere Vorstellungen. Nicht der Gewaltige, sondern das Sanfte, das wird er am Berg Horeb erleben.

Dieses martialische Gottesbild kennen wir aus der deutschen Geschichte – leider. 2014 haben wir in der Evangelischen Kirche in Deutschland den Schwerpunkt „Reformation und Politik“ gewählt, auch weil wir uns auseinandersetzen wollen mit den Irrwegen unserer Kirche.

Predigten wurden auf entsetzliche Weise benutzt für politische Ziele. Besonders bedrückt hat mich die Lektüre so genannter „Kriegspredigten“ aus dem Jahr 1914. Vor hundert Jahren etwa sagte am 2. August der Berliner Hof- und Domprediger Bruno Doehring in einem Gottesdienst: „Ja, wenn wir nicht das Recht und das gute Gewissen auf unserer Seite hätten, wenn wir nicht [...] die Nähe Gottes empfänden, der unsere Fahnen entrollt und unserm Kaiser das Schwert zum Kreuzzug, zum heiligen Krieg in die Hand drückt, dann müssten wir zittern und zagen. Nun aber geben wir die trutzig kühne Antwort, die deutscheste von allen deutschen: ‚Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!‘“¹ Bei solcher politischen Predigt graust es mir und ich habe keine Ahnung wie der Kollege damals diese Kriegstreiberei mit der Botschaft Jesu, mit dem Neuen Testament hat in Verbindung bringen können.

Aber es ging leider weiter. In meiner jetzigen Heimatgemeinde in Berlin predigte Pfarrer Nobiling am 2. Juli 1933: „Christus ist und bleibt der Herr der Kirche und der Herr des Staates. Er, der zuließ, dass das deutsche Volk bald dem Antichrist zum Opfer gefallen wäre, will jetzt das deutsche Volk durch den von ihm berufenen Führer zur Erneuerung seiner Volksgemeinschaft führen. [...] Dieses Werk kann aber nur gelingen, wenn das Volk, wenn das evangelische Kirchenvolk nicht abseits steht. Jede Revolution brauchte Soldaten, jede Reformation gläubige Kämpfer.“²

Das ist erschütternd! Äußerungen wie diese haben den ideologischen Hintergrund gestärkt, auf dem vor 75 Jahren am 15. März 1939 Adolf Hitler den Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in die von ihm so genannte „Resttschechei“ befahl.

Ich bin zutiefst dankbar, dass es nach 1945 eine Lerngeschichte gegeben hat: In Deutschland Ost und West, im deutschen Protestantismus, ja für uns Protestanten in Europa. Eine Predigt darf niemals mit Ideologie verbunden sein, Hass oder Gegnerschaft schüren. Das Evangelium predigt Feindesliebe, Beten für die, die uns verfolgen, das Schwert an seinen Ort stecken. Jesus sagt im Matthäusevangelium, dass wir ihm da begegnen, wo wir Hungrige speisen, Obdachlose aufnehmen, Gefangene besuchen. Das kann und darf nicht missbraucht werden durch Hetze gegen Arme, Fremde, Verfolgte! Und doch kann eine Predigt auch den biblischen Text verlassen, wenn sie unpolitisch wird, ängstlich ausweicht, weil sie nicht Stellung beziehen will zum aktuellen Kontext.

Wüstenzeiten

¹ Manfred Gailus, „Ein Feld weißt und reif zu einer Geistesernte liegt vor uns!“. Deutsche Protestanten im Ersten Weltkrieg. In: Johannes Lepsius – eine deutsche Ausnahme, Göttingen 2013, S. 95ff.; S. 99.

² Zitiert nach: Gailus Habil., S. 147f.

Es ist nicht leicht, dieses Gottesbild des strafenden, tötenden Gottes wahrzunehmen. Ich wünsche mir, dass wir aus der Perspektive Jesu dieses Bild überwinden. Das bedeutet nicht, wie viele meinen, aus Gott eine Schmusepuppe zu machen. Sicher gibt es auch den Zorn Gottes. Aber ich bin überzeugt, dass Jesus selbst nur gerade den gnädigen Gott in den Vordergrund gestellt hat, den, der sich den Menschen zuwendet, ihnen gute Lebensregeln gibt, aber auch um das Versagen der Menschen weiß, ohne als einzige Antwort darauf Strafe zu kennen. (Apfelbaumgeschichte)

Auf seinem Fluchtweg schickt der Engel Elia in die Wüste. Wer in die Wüste geht, kann niemandem mehr etwas vormachen. Da bin ich nur ich. Keine Fassade. Kein schöner Schein. Kein big pretender.

Wüstenzeit ist Zeit der Sensibilität, des Schutzlos-Seins. Ausgesetzt der Sonne, dem Hunger, den Gefahren des Lebens und der Kälte der Nacht. Hier geht es nicht um Überlebens-training und schöne Sonnenuntergänge. Wüste steht in der Bibel für Einsamkeit und für das Selbst. Für Selbst-Erfahrung. Und für Gotteserfahrung. Wüste ist auch ein Auf-sich-geworfen-Sein. Wüstenzeit suchen sich nur wenige Menschen freiwillig. Und doch müssen die meisten Menschen sie irgendwann und irgendwie erleben und durchleben.

Vier Tage können da schon zu viel sein, unerträglich. Geschweige denn vierzig Tage – eine überlange Zeit.

- 40 Tage fastet Jesus in der Wüste.
- 40 Jahre geht das Volk Israel durch die Wüste.
- 40 Tage verbringt Mose auf dem Berg Sinai, bevor ihm die Bundestafeln übergeben werden.
- 40 Tage und Nächte soll Elia wandern zum Berg Horeb.

Auch wenn wir die Wüstenerfahrung nicht suchen: Manchmal finden wir uns vor in der eigenen Wüste des Lebens. In der Wüste der Einsamkeit, der Trauer, der Krankheit, des Versagens. Wüstenzeit, auf sich geworfen – mit sich allein und manchmal, wenn es sein kann, mit Gott allein. Es gibt aber auch eine Wüstenzeit des Glaubens: Gibt es Gott? Wie kann Gott das zulassen? Warum steht Gott mir nicht bei?

Wüstenzeit ist Zeit der Stille und Möglichkeit zum Hören auf die eigene Stimme tief drinnen, die sonst so leicht überhört wird. Und sie ist eine Chance, neu zu hören auf Gott und das, was er zu sagen hat.

Jesus hat das gewusst. Das Volk Israel hat es erlebt. Elia hat diese Erfahrung machen müssen.

Wüstenzeit lehrt, worauf es ankommt, wo die Kraft zum Leben liegt. Da wird das Stück Brot zum Leben und der Schluck Wasser zum Genuss. Und tief drinnen spürt der Mensch: Es kommt darauf an, dass ich meine Seele nicht verliere. Meine Seele, meine Mitte, meine innere Balance. Denn was immer der Mensch auch durchmacht, seine Seele ist in ihm und sucht nach Leben und nach der lebendigen Beziehung zu Gott. In der Wüste! Und im Leben, das manchmal Wüste ist.

Jesus wird in die Wüste geführt, um Klarheit zu finden. Wie vor ihm Elia will er verstehen, was sein Auftrag ist. Er geht bewusst, findet sich nicht einfach dort vor, schleichend oder auch plötzlich. Jesus sieht sich vom Geist, von der Geistkraft geführt. Er versteht, dass er diesen Weg in die Wüste allein gehen muss, um die innere Klärung, die Kraft zu finden für seinen Auftrag. Mich berührt, wie sehr Elia da ein Vorreiter Jesu ist. Er muss seinen Weg allein gehen. Licht und neue Kraft wird er erst finden, wenn er Gottes Gegenwart neu entdeckt in der Ermutigung durch den Engel, in der Stärkung durch Brot und Wein.

Auch wir kennen Wüstenzeiten – des Lebens und des Glaubens. Aber wenn ich zweifle, dann darf ich wissen: Wir werden die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, das ist eine Zusage der Bibel. Und wo wir um Kraft ringen in unserem Glauben und in unserem Leben, da dürfen wir uns immer wieder stärken lassen durch die Gemeinschaft, durch Brot und Wein. Da dürfen wir uns eingestehen: Es gibt Wüstenzeiten, wir müssen nicht immer die Starken sein, denn wir haben gehört: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“. Das jedenfalls hat mich schon manches Mal getröstet, dass wir beten: „denn DEIN ist die Kraft und die Herrlichkeit.“

Es ist nicht meine Kraft, die die Kirche erhält. Wie sagt Martin Luther so treffend: „Denn wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten, unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen, unsere Nachkommen werdens auch nicht sein; sondern der ists gewesen, ists noch, wird's sein, der da spricht: Ich bin bei euch bis an der Welt Ende“.³ Das kann uns doch frei machen auch mit Blick auf unsere Schwächen. Das kann Raum geben auch für eine Leichtigkeit des Seins. Ich wünsche mir, dass wir etwas ausdrücken von der Glaubensfreude, denn wir glauben ja an den Auferstandenen, nicht an einen Toten. Wir dürfen mit Humor und Lebenslust Christinnen und Christen sein, Kraft schöpfen aus der Liebe Gottes zu uns, zum Leben, selbst wenn es Zeiten von Kraftlosigkeit und Schwäche gibt. „Dein ist die Kraft“ – davon will Gott uns täglich neu etwas schenken. Darauf dürfen wir vertrauen in allen unseren Aufgaben. Amen.

³ Martin Luther, Wider die Antinomer, 1539, WA 50, 476